

Ulrike Landfester

STICHWORTE

Tätowierung
und europäische Schriftkultur



Matthes & Seitz Berlin

Publiziert mit Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds
zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung

Blaue Reihe Wissenschaft 18

Erste Auflage Berlin 2012.

Copyright © 2012 Matthes & Seitz Berlin.
MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH,
Göhrener Straße 7, 10437 Berlin.
info@matthes-seitz-berlin.de
www.matthes-seitz-berlin.de
Alle Rechte vorbehalten.
Druck & Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg.

ISBN 978-3-88221-561-8

Einleitung 9

Schrift und Tätowierung: Eine europäische Diskursgeschichte 9 – Schrift ist Tätowierung: Zur Topologie aktueller Kulturkritik 12 – Schrift ist nicht Tätowierung: Historische und systematische Perspektiven 16 – Stichworte: Zu diesem Buch 26

1 Die Zeichen des Herrn. Göttliche Deixis und Heiligung der Schrift im Alten Testament 28

Schriftreflexion im Alten Testament 29 – Das Prinzip der göttlichen Deixis in den Schöpfungserzählungen der Genesis 31 – Die deiktische Signifizierung Kains 34 – Ausschlussregelungen: Die Vorhautbeschneidung und konkurrierende Zeichnungspraxen 36 – Menschliche Zeichnungsberechtigung und mosaisches Gesetzeswerk 39 – Die Offenbarungssignifizierungen Deuterocesajas 45 – Ezechiel und die Heiligung der Schrift 46

2 Geheime Botschaften. Tätowierung und Erzählpoetik in Herodots *Historien* 53

Die schriftliche Sklaventätowierung in der griechischen Antike 54 – Faktographie und selbstreferenzielle Erzählkunst in den *Historien* 55 – Tätowierungen im Kulturvergleich: Histaios' Botentätowierung und die Barbarei der Thraker 57 – Vom richtigen Gebrauch der Schrift: Die Schreibtafel des Demaratos 59

3 Erkenne dich selbst. Die Sozialpathologie der griechischen Sklaventätowierung bei Pandarus und Herondas 65

Medizinische als mythopoetische Löschung der Sklaventätowierung: Pandarus' Votivinschrift im Asklepios-Tempel von Epidauros 66 – Sozialpathologie der Besitzstandsmarkierung: Sklavenrecht und Sklavenliebe in Herondas' fünftem Mimiambus 69 – Die unterlassene Sklaventätowierung als Anlass literarischer Selbstreflexion 75

4 Lob der Unordnung. Die fingierte römische Straftätowierung in Petronius' *Satyricon* 78

Die römische Straftätowierung 78 – Camouflage durch Literatentinte: Die fingierte Tätowierung 80 – Petronius' selbstreflexive Poetik der Unordnung 82 – Schriftkompetenz als Mobilitätsgarantie: Die *cena Trimalchionis* 83 – Schrift und Sklavenrecht 85

5 Das achte Siegel. Der Körper Christi im Neuen Testament 90

Schriftreflexion und Zeugenschaft 91 – Die Evidenz des Leiblichen 92 – Deiktische Vergegenwärtigung: Das Lukas-Evangelium 94 – Das Fleisch des Wortes und seine Wunden: Das Johannes-Evangelium 97 – Lebendige Buchstaben: Die Briefe des Paulus 99 – Die Rolle des Buchs: Die

Offenbarung des Johannes 104 – Zwischen Schrift und Vision: Der Offenbarungsgehalt der Sklavensiglierung 109

6 **Der stigmatisierte Text. Franz von Assisi, die christliche Tätowierung und Heinrich Seuses Autobiographie** 115

Der Begriff ›Stigma‹ und die Geschichte der christlichen Tätowierung 115 – Stigmatisierung und Passionsfrömmigkeit: Der Fall Franz von Assisi 123 – Der Ort der Schrift in der mittelalterlichen Stigmatisierungsliteratur 124 – ›Mit Buchstaben und Figuren geschrieben‹: Die Stigmen der Christina von Stommeln 127 – Seuses Autobiographie 131 – Erster Teil: Schriftförmige Selbststigmatisierung und literarische Selbstdarstellung 132 – Zweiter Teil: Die Handarbeiten der Elsbeth Stigel 140

7 **Berührungspunkte. Tätowierungen zwischen Eigenem und Fremdem in Theodor de Brys *America I* und *II* (1590f.)** 149

Tätowierung und Reisebericht: Marco Polos *Il Milione* 151 – Medienallianz: Buchdruck und Illustration 154 – Walter Raleigh und die Entstehungsgeschichte von *America I* und *II* 157 – Siedlerwerbung: Thomas Harriots *Brief and true report of the new found land of Virginia (America I)* 161 – ›Zum schmuck zerstoichen‹: de Brys Kupferstiche von John Whites Zeichnungen tätowierter Indianer 165 – ›Angestrichene‹: Pikten im Bildanhang zu *America I* 174 – Jacques le Moyne des Morgues, *Die ander Schifffahrt der Frantzosen in Floridam (America II)* 177 – Tätowierte Indianer und bekleidete Europäer in le Moynes Illustrationen 182 – Fremdes Eigenes: Le Moynes ›Jungfrauen auß den Picten‹ 184

8 **Bildung am Kreuz. Frühneuzeitliche Pilgertätowierung und moderne Schriftkritik in Johann Wolfgang Goethes *Wilhelm Meisters Lehrjahre* (1795/96)** 189

Mignons geschriebener Körper 191 – ›l'air terrible et degoutant‹: Die ›wilde‹ Tätowierung als ›Rückkehr zur Thierheit‹ 195 – *imitatio Christi* in Palästina: Die frühneuzeitliche Pilgertätowierung 197 – Mignons Tätowierungen I: Palästina in Italien 201 – Mignons Tätowierungen II: Die Zurichtung des Körpers durch Schrift 203

9 **Strange visions. Die polynesische Tätowierung im Reisebericht von James Cook bis Charles Darwin und Herman Melvilles *Typee. A Peep of Polynesian Life* (1846)** 210

Typee: Fakt oder Fiktion? 211 – Der Reisebericht der Aufklärung 213 – ›This practice is called tat-tow‹: Die polynesische Tätowierung in den Reiseberichten von James Cook, Johann Reinhold und Georg Forster, Adam Johann von Krusenstern und Charles Darwin 215 – Das populäre Tätowierungsnarrativ 228 – *Typee*: Fakt durch Fiktion 231 – Das Wahrneh-

mungsformat des *Peep* 232 – ›Savage countenances‹ und ›costly lacework‹: Die Tätowierungen der Typee 239 – ›Fine Art‹: Die Tätowierung Marnooos und Melvilles ästhetisches Konzept 246 – Autorschaft statt Tätowierung: Die Flucht des Schreibenden 253

10 Evolutionskosten. Die Unauslöschlichkeit der Tätowierung in Heinrich Wuttkes *Geschichte der Schrift* (1872) und Theodor Storms *Hans und Heinz Kirch* (1882) 257

Tätowierungen in Europa: Charles Darwin und Wilhelm Joest 258 – Heinrich Wuttkes Geschichtskonzeption 260 – ›Unverlöschliche Merkmale menschlichen Willens‹: Von der Tätowierung zur Schrift 265 – Hans Kirchs verschwundene Tätowierung und die zeitgenössische Gerichtsmedizin 270 – ›Verteufelte Krankheiten‹: Geld, Schrift und Gewalt 274 – Evolutionspoesie: Geld, Schrift und Vision 286

11 Der delinquente Autor. Cesare Lombroso und Franz Kafkas *In der Strafkolonie* (1914) 293

Folter und Autorschaft bei Kafka 294 – Die Hinrichtungsmaschine in *In der Strafkolonie*: Schreibmaschine, Parlograph und Tätowierapparat 297 – Tätowierung und Verbrechen: Cesare Lombrosos *L'uomo delinquente* 303

12 Penetrantes Begehren. Tätowierte Frauen in Heimito von Doderers *Eine Tätowierte* (1924) und Carl Van Vechtens *The Tattooed Countess* (1924) 313

Zwischen Prostitutionsverdacht und erotischer Emanzipation: Tätowierte Frauen um 1900 313 – Verlorene Reinheit in Doderers *Eine Tätowierte* 319 – Doderers gewaltsames Erzählen 328 – Die Kurzgeschichte als Ornament 331 – Kulturpoetik der Oberfläche: Van Vechtens *The Tattooed Countess* 332 – Schminke, Schmuck und Tätowierung: Ellas ›effect of glitter‹ 338 – Die Wunde der Moral 342

13 Unwillkommene Ziffern. Die Nummerntätowierung in der Erinnerungsliteratur ehemaliger Häftlinge des Konzentrationslagers Auschwitz 350

Häftlings- und Kriegsgefangenen­tätowierungen im Nürnberger Prozess 351 – Die ungeschriebene Geschichte der Auschwitzter Nummerntätowierung 354 – Der Topos der Identitätsenteignung 358 – ›Die makabre Wissenschaft der Auschwitz-Nummern‹: Primo Levis *Ist das ein Mensch?* 360 – Ruth Klügers *weiter leben* und der ›Auschwitz-Diskurs‹ 367 – ›Neue Wachheit‹: die Nummerntätowierung in *weiter leben* 372 – Der Name des Vaters 376 – Das gelöschte Mahnmal: Die Entfernung der Nummerntätowierung in Klügers *unterwegs verloren* 380

14 Lebende Bilder. Schrift und Farbfilm in Ray Bradburys *The Illustrated Man* (1951/52) 383

The Illustrated Man zwischen Farbfilm und *science fiction* 383 – Schrift, Bild und die Figur der intermedialen Metalepse 386 – Der verlorene Quellcode: Literatur in *The Veld* und *Usher II* 392 – »No special design«: Der Ort der Metalepse 397

Nachwort: »Lying about that tattoo«. Am offenen Ende der Schriftkritik 400

Anmerkungen 418

Bibliographie 470

Abbildungsverzeichnis und Bildnachweis 491

Danksagung 492

Einleitung

Um 430 v. Chr. berichtet der griechische Historiograph Herodot von Halikarnassos im Zusammenhang mit den wenige Jahrzehnte zurückliegenden Kriegen zwischen Athen und Persien von einer so originellen wie effizienten Methode vertraulicher Nachrichtenübermittlung: Der von Dareios in Susa festgehaltene Tyrann von Milet, Histaios, gibt seinem Schwiegersohn Aristagoras das Signal zum Aufstand gegen die persische Oberherrschaft, indem er einem Sklaven die entsprechende Botschaft in dessen rasierte Kopfhaut eintätowiert und sie, nachdem das Haar darüber nachgewachsen ist, solcherart sicher durch die feindlichen Linien an ihren Adressaten sendet. Auf den ersten Blick eine bloße Anekdote von zudem zweifelhaftem Wahrheitsgehalt, kommt dieser Episode nicht nur eine Schlüsselrolle in der Kriegshandlung zu, sondern sie ist darüber hinaus über mehrere Bücher der *Historien* hinweg durch wiederkehrende Spiegelungseffekte auch sorgfältig in den Kontext des Gesamtnarrativs eingewoben. Auf den zweiten Blick zeigt sie sich daher als Anlass und Illustration einer weitgespannten Reflexion Herodots über die Voraussetzungen, unter denen er die Geschichte der Perserkriege niederschreibt: über die historisch noch relativ junge, ebenfalls in den *Historien* bezeugte Adaption des phönizischen Alphabets zur griechischen Lautschrift, die, indem sie die Niederschrift einer komplexen Botschaft auf der Kopfhaut eines Sklaven ebenso ermöglicht wie diejenige von Herodots Geschichtswerk, als Grundlage der militärischen wie kulturellen Überlegenheit Griechenlands im ostmediterranen Raum ausgestellt wird.

Herodots *Historien* gehören zu den frühesten Belegen einer Diskursgeschichte der Tätowierung, die auf das Engste mit der Geschichte des alphabetarischen Schreibens verknüpft ist. Bei den Tätowierungen, von denen die diese Diskursgeschichte konstituierenden Textzeugnisse berichten, handelt es sich von Anfang an

durchweg um tätowierte Schriftzeichen – jedenfalls dann, wenn es um die Tätowierungspraxis der eigenen Kultur geht. Ornamentale oder figürliche Tätowierungen gelten demgegenüber schon dem griechisch-römischen wie später dann auch dem christlichen Zivilisationschauvinismus als Ausdruck der Barbarei. Ebenfalls von Anfang an aber überschreitet die diskursive Fixierung auf die Schrifttätowierung die bloße Abbildung einer von Kleinasien aus – Spuren der babylonischen Sklavensiglierung durchziehen bereits das Alte Testament – eingewanderten historischen Gebrauchstradition: Die schriftliche Form der Tätowierung wird in diesen Textzeugnissen immer wieder Gegenstand und Medium diskursiver Deutungsoperationen, die, wie schon in Herodots *Historien*, Tätowierung und alphabetarische Schrift poetologisch aufeinander anweisen.

Dass die Beziehung der europäischen¹ Diskursgeschichte der Tätowierung zu derjenigen der alphabetarischen Schrift bislang kaum Aufmerksamkeit gefunden hat, hat mehrere Gründe. Zum einen präsentiert sich die Überlieferung von Schriftzeugnissen zur Tätowierung bis in die beginnende Moderne hinein als überaus spröde gegenüber diskursanalytischen Rekonstruktionsbemühungen, und dies nicht allein deshalb, weil das verfügbare Textmaterial räumlich wie zeitlich zu breit gestreut ist, um die Extrapolation einer kontinuierlichen Entwicklungsgeschichte zuzulassen. Die fragmentarischen Konturen dieser Materiallage verdanken sich durchaus auch einem gewissen Rückkoppelungseffekt zwischen dem Mangel an Aufmerksamkeit auf der einen und dem historischen Mangel einer konsistenten Terminologie für das Verfahren der Tätowierung auf der anderen Seite, lassen sich doch schon die antiken und dann auch die entsprechenden mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Textquellen zu diesem Verfahren nur schwer als solche identifizieren.²

Zum anderen überstrahlt der spektakuläre Effekt, mit dem die »wilde« Tätowierung gegen Ende des 18. Jahrhunderts in den Wahrnehmungshorizont des europäischen Kulturkreises eintrat, bis heute die Vorgeschichte der Bereitschaft, mit der die Aufklärung das Verfahren der Tätowierung umgehend zu einer kulturkritischen Chiffre für das Verhältnis zwischen Schrift und menschlichem Körper kodifizierte. Zweifellos wurde der Prozess dieser Kodifizierung durch die

halb faszinierte, halb angewiderte Reaktion der Öffentlichkeit auf die außereuropäische Tätowierung ausgelöst, nachdem James Cook 1774 von einer seiner Weltumsegelungen den tätowierten Polynesi-er Omai und zugleich mit dem polynesischen Wort *tattoo* erstmals einen einheitlichen Begriff für das Phänomen nach Europa brachte – einen Begriff, der sich nach seiner Einführung, mit der Formulierung von Stefan Oettermann, in atemberaubender Geschwindigkeit »beinah wie von selbst in die graue Großhirnrinde des Europäers tätowierte«³. Erst dieser Begriff stiftete im europäischen Diskurs über die Tätowierung jene terminologische Kohärenz, die das Verfahren im Lauf des 19. Jahrhunderts zu einem allgemein verfügbaren Bestandteil kulturellen Wissens werden ließ, und deshalb hat es durch- aus eine gewisse Berechtigung, dass noch neueste Studien zu diesem Diskurs ihn überhaupt erst mit dem ausgehenden 18. Jahrhundert beginnen lassen.⁴

Die terminologische Kohärenz als solche aber erklärt noch nicht, dass und warum das Verfahren der Tätowierung zu dieser Zeit »wie von selbst« zu einem Dispositiv der aufgeklärten Schriftkritik ge- riet, das sich nicht nur in der schönen Literatur, sondern auch in der Reise- und Wissenschaftsliteratur des 19. und 20. Jahrhunderts niederschlug. Von der Moderne als Muster schriftkultureller Selbst- reflexion etabliert, blieb die gegenseitige Bedeutungsübertragung zwischen Schrift und Tätowierung ihrer Herkunft aus der europä- ischen Schrifttätowierung selbst dann noch verhaftet, nachdem sie vom überwältigenden epistemologischen Sog der außereuropäischen Tätowierung erfasst worden war. Gerade frühmoderne Texte über Tätowierungen haben die europäischstämmige Provenienz dieses Musters noch explizit markiert; Goethe etwa griff für seine Insze- nierung des Konfliktpotenzials im Verhältnis zwischen Schrift und menschlichem Körper in *Wilhelm Meisters Lehrjahre* 1795/96 nicht auf die »wilde«, sondern auf die frühneuzeitlich-christliche Pilger- tätowierung zurück. Mindestens ebenso sehr bezeugt der poetologi- sche Gebrauch, den dann Autoren wie Herman Melville und Franz Kafka von der Tätowierung machten, ihre vormoderne schriftkriti- sche Semantisierung, die wiederum die Auseinandersetzung mit der »wilden« Tätowierung prägte. Mit ihrem Eintritt in den europäischen

Kulturkreis konnte diese zwar das Wissen um die vormoderne Diskursgeschichte der Schrifttätowierung umso effektvoller verdrängen, als diese Diskursgeschichte konzeptionell nie wirklich als solche verfügbar geworden war; in der Struktur der von ihr entwickelten Deutungsoperationen aber blieb es gleichwohl, wenn auch in abgesenkter Form, erhalten.

Diese Beharrungsmacht bewies sich unlängst in der kulturtheoretischen Debatte, die in den letzten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts den abendländischen Schriftbegriff neu zu fokussieren begann und dabei der Tätowierung die Rolle einer Leitchiffre für die Zurichtung des menschlichen Körpers durch Schreiben und Schrift zuwies. So nutzt Jacques Derrida in einem der 1967 in *L'écriture et la différence* versammelten Essays die Tätowierung zur Beschreibung des ästhetischen Programms, das Antonin Artaud mit seinem Theater der Grausamkeit als »Protest gegen das tote Schriftzeichen, das sich vom Atem und vom Fleisch entfernt«⁵, in Szene zu setzen suche. Artaud, so Derrida, habe in seinen Anfängen »zunächst von einer Graphie, die nicht abirren würde, von einer sich nicht ablösenden Niederschrift«, kurz, »von der Fleischwerdung des Schriftzeichens und der blutigen Tätowierung« geträumt – und erst später habe er die Grenzen dieses Programms erkannt: »Die Tätowierung lähmt aber die Geste und tötet die Stimme, die dem Fleisch ebenfalls angehört. Sie unterdrückt den Schrei und die Möglichkeit einer noch unorganisierten Stimme.«⁶ Statt den Schauplatz des Körpers von seiner Entfremdung durch die Schrift zu einer Authentizität rein fleischlicher Existenz zu befreien, trägt die Tätowierung ihm vielmehr das Wesen der Schrift selbst ein, indem sie ihn zeichnet; sie ist eine Grenzüberschreitung, die im Spiel der Differenz zwischen Fleisch und Zeichen, in dem sie entsteht, gerade nicht das Fleisch bezeugt, sondern dessen Unterworfenheit unter die Macht der Schriftökonomie.

Derrida implementiert hier mit der Tätowierung eine Metapher, die nicht Artauds Werk, sondern Derridas Diskurs darüber abbildet. Diese Metapher nämlich verdeutlicht weder den Artaud unterstellten Anspruch auf ein Werk, das im »Protest gegen das tote Schriftzeichen« das eigene Werk vom lebendigen Wort aus indivi-

dualisiert, noch umgekehrt die normative Gewalt des geschriebenen Wortes. Vielmehr kodifiziert sie mit der Spannung zwischen gesprochenem und geschriebenem Wort die zentrale Denkfigur von Derridas Schriftkritik: Eingesetzt für das Konzept einer autonomen Autorschaft, in deren Namen sie am Wort die Stelle des atmenden Körpers und damit dasjenige einer unhintergebar heteronom konfigurierten Subjektposition vertritt, versinnbildlicht die Tätowierung deren ›blutige‹ Zurichtung durch das System Schrift – und wird damit als Zeichen definiert, das individuelle Selbstverwirklichung und systemgeschuldete Selbstenteignung des Schreibenden durch die Schrift in nicht auflösbarer Ambivalenz aufeinander bezieht.

Ähnlich lautet auch die Kernthese, die Michel Serres 1985 in *Les cinq sens. Philosophie des corps mêlés* aus der Metapher der Tätowierung für die heteronome Identifikation des menschlichen Körpers entwickelt: »Die Haut macht sich zum Bannerträger, während sie doch in Wirklichkeit Träger von Spuren ist«⁷. Serres setzt die Lesbarkeit und damit Schriftförmigkeit solcher Spuren als deren eigentlichem Sinn voraus, argumentiert also von der im selben Jahr auch von dem Psychoanalytiker Didier Anzieu in *Le Moi-Peau*⁸ vorgebrachten Grundannahme aus, dass derartige Spuren invariabel im Körper verbleiben und weder vergessen noch ausgelöscht werden können. So wird die Tätowierung implizit von der instrumentell eingesetzten Metapher zum systematischen Paradigma befördert: Wenn diese Spuren schriftförmig sein müssen, um den menschlichen Körper zu identifizieren, folgt daraus, dass sie unauslöschlich sind; daraus ergibt sich wiederum, dass sie metaphorisch vom Artefaktcharakter der Tätowierung aus semantisiert werden können. Damit aber können sie aufgrund ihrer Schriftförmigkeit nicht Effekt einer triumphal zur Schau gestellten Eigentümlichkeit, sondern nur derjenige einer von außen erfolgten zeichenhaften Zurichtung sein.

Derridas wie Serres' Einsatz der Tätowierung schreibt sich in den größeren Kontext einer um 1960 einsetzenden kritischen Reevaluation des menschlichen Körpers und seines Status im zunehmend technisch dominierten Sozialgefüge der Gegenwart ein, die die von der Aufklärung etablierte kategoriale Unterscheidung zwischen Kultur und Natur in Frage zu stellen begann. Im Zuge dieser Reeva-

luation wurde insbesondere die Tätowierung als Modus der zeichenhaften Zurichtung des Körpers zu einem Forschungsgegenstand, der binnen weniger Jahrzehnte ein umfangreiches wissenschaftliches Schrifttum anregte. Neben Untersuchungen einzelner lokaler Tätowierungspraxen⁹ entstanden vor allem Studien über Form und Funktion der Tätowierung im Einzugsbereich der abendländischen Zivilisation,¹⁰ die ihr Sujet, ähnlich wie Derrida die Schrift von der Tätowierung aus, umgekehrt immer wieder vom Konzept ›Schrift‹ aus konstruierten. So deutet etwa Abdelkebir Khatibi 1974 in *La Blessure du nom propre* die Tätowierung als die Spur einer Verwundung, die Bedeutung garantiert – *blessure* –, und zugleich als graphischen Ausdruck der schriftlichen Konventionalisierung von Sinnzusammenhängen – *nom propre* –, um den menschlichen Körper zum Schauplatz kultureller Semiose schlechthin zu erklären: »Étant vêtement écrit, le tatouage résiste à l’acte voueyuriste: le vêtement écrit est un corps.«¹¹ Die gegenseitige Metaphorisierung von Tätowierung und Schrift artikuliert so in ethnologischer Tätowierungs- wie in philosophischer Schriftkritik die Überzeugung, dass der Gebrauch von Schrift und Tätowierung einen gemeinsamen Fluchtpunkt in der gewaltsamen Zurichtung des menschlichen Körpers besitzt. *Customizing the Body* überschreibt deshalb Clinton Sanders 1989 seine Studie über die Tätowierung und verwandte Körpertechniken im Kontext der Gegenwartskultur, in der die Vergesellschaftung des Körpers selbstverständlich als Prozess seiner physischen Deformierung gedacht wird;¹² *Tattoo, Torture, Mutilation, and Adornment. The Denaturalization of the Body in Culture and Text* titeln in demselben Sinne programmatisch Frances E. Mascia-Lees und Patricia Sharpe 1992.¹³

Einen vorläufigen Höhepunkt erreichte diese Antagonisierung von Schrift und Körper im Zeichen der Tätowierung in dem 1993 erschienenen Sammelband *Schrift*. Im Anschluss an Jonathan Goldbergs Diagnose des der Schrift immanenten Gewaltpotenzials – »writing, in the extended sense, is complicit with a founding violence, in which the human and the social emerge«¹⁴ – führt Roger Chartier aus, diese Gründungsgewalt manifestiere sich in dem Bewegungsablauf, den der Mensch erlernen muss, um schreiben zu können: »Die

primäre ›Gewalt der Schrift‹ ist [...] jene Gewalt, welche die Schrift dem Körper dessen zufügt, der nach den Regeln schreiben will oder muß.«¹⁵ Dietmar Kamper bemerkt weiter so programmatisch wie unscharf, die ›lebens- und gattungsgeschichtliche Dominanz der Zeichen‹ zeige sich in der Geschichte der Menschheit »als Ausdruck einer primordialen Verwundung«, die zu erinnern und zu problematisieren die Fähigkeit voraussetzt, »den Schmerz des Materials zu empfinden, in das sich die Zeichen einschreiben«: »[D]ie menschliche Kultur hat von Anfang an als kodierende Schrift, als universelle Tätowierung funktioniert, die nach Maßgabe großer Ordnungen Narben der Erinnerung zeichnete.«¹⁶ Alois Hahn schließlich geht sogar von der gegenseitigen Austauschbarkeit von Tätowierung und Schrift aus: »Tätowierung bedeutet, daß man den Körper als Seite benutzt, während bei der Konzentration auf die Handschrift der Körper zur Seite wird«¹⁷ – beides entstelle Sinn, insofern es das Trägermedium verletzend verändere, und beides sei deshalb Ausdruck für die Ausgeliefertheit des Menschen an die fundamentale Entstelltheit seiner kulturellen Existenz.

Christoph Türckes 2005 erschienenes Buch *Vom Kainszeichen zum genetischen Code. Kritische Theorie der Schrift* macht noch einmal beispielhaft sichtbar, welche Rolle der Tätowierung in der aktuellen Schriftkritik zukommt. Türcke dehnt das Konzept ›Schrift‹ auf alles aus, was dem visuellen Informationstransfer dient, angefangen vom biblischen Kainsmal über jegliche Form der Bildkunst bis hin zum *gene mapping* der jüngsten biotechnologischen Forschung. Von daher gelten ihm auch und gerade Kollektive, die das Verfahren der Tätowierung praktizieren, als

[...] ein wandelnder Beweis dafür, daß es keine schriftlosen Völker gibt. Nur sind eben manche nicht dahin gelangt, die Schrift vom eigenen Körper abzulösen und auf leblose Materialien zu übertragen [...]. Und so ist es kein Zufall, daß Völker, die sich besonders der Beschriftung des eignen Körpers widmeten, den Sprung zu dem, was wir ›Schrift‹ nennen, nicht geschafft haben. Gemessen am allgemein gebräuchlichen Schriftbegriff sind sie schriftlos [...].¹⁸

Türcke behandelt in seinem Buch so weniger die Schrift als ihren Ursprung am menschlichen Körper. Bemerkenswerteste Eigenschaft

dieser Studie ist die Konsequenz, mit der ihr Autor die metaphorische Gegenübertragung zwischen Tätowierung und Schrift durch die Konstruktion eines Narrativs vom gemeinsamen Ursprung beider essentialistisch fundiert: Da alle Schrift in der formgebenden Verwundung des menschlichen Körpers beginnt, ist ihr das Wesen der Tätowierung auch dann immanent, wenn sie längst nicht mehr am Körper selbst praktiziert wird. –

Insgesamt folgt die topische Ausformung der Beziehung zwischen Schrift und Tätowierung in der hier skizzierten Diskussion einer ausgeprägt selektiven Konfigurationslogik. Wird die Tätowierung als Metapher für Schrift und Schreiben eingesetzt, dann stets in der Annahme, dass Schrift und Schreiben Agentien einer den menschlichen Körper heteronom zurichtenden Kulturmacht sind, die keinerlei Spielräume autonomen Ausdruckswillens zulässt. Wenn Schrift und Schreiben umgekehrt als Metaphern für die Tätowierung eingesetzt werden, verabsolutiert dies unter Ausschluss jedes schriftfernen Bedeutungspotenzials die strukturell schriftförmige Zeichenhaftigkeit tätowierter Artefakte. Gleichzeitig ist vor allem in den primär schriftkritischen Anwendungsbereichen dieser Topik nie von einer konkreten Gestalt solcher tätowierten Artefakte die Rede; stets ist nur der reine Prozess des Tätowierens Bildspender der metaphorischen Übertragung, als sei jenseits jeden Zweifels gegeben, es müsse jedes als tätowiert Gedachte kraft dieses Prozesses stets zweifelsfrei auch als schriftförmig gedacht werden. Entsprechend werden nirgends die Bedingungen ausgeführt oder wenigstens thematisiert, unter denen diese Metaphorisierung stattfindet, so, als sei immer schon die Tätowierung als Metapher für Schrift und Schreiben nicht nur beliebig verfügbar, sondern selbstverständlich a priori auf ihre metaphorische Instrumentalisierung für die Reflexion von Schrift festgelegt, wie umgekehrt Schrift und Schreiben ebenso selbstverständlich erkenntnisleitendes Wahrnehmungsraster für die Auseinandersetzung mit der Tätowierung sind.

Diese Mischung aus heuristischer Apodiktik im metaphorischen Gebrauch der Tätowierung einerseits und Enthaltbarkeit gegenüber dessen konzeptionellen Voraussetzungen andererseits lässt die Vermutung, dass hier das schriftkritische Deutungsmuster aus der

verdrängten Diskursgeschichte der Tätowierung zwischen Antike und Vormoderne wiederkehre, umso plausibler erscheinen, als sich diese Voraussetzungen tatsächlich weder historisch noch systematisch empirisieren lassen. Für die metaphorische Gegenübertragung zwischen Tätowierung und Schrift lässt sich aus dem überlieferten Material schlechterdings keine allgemeingültige Konstruktionsformel extrahieren – schon deshalb nicht, weil die Geschichte der Tätowierung sehr viel weiter zurückgeht als die des alphabetarischen Schreibens. Die bislang ältesten Farbtätowierungen Europas wurden an der auf 3300–3200 v. Chr. datierten, im Gletschereis von Alto Adige in Südtirol natürlich mumifizierten Leiche gefunden, die nach ihrer Entdeckung im September 1991 unter den Sobriquets ›Ötzi‹ – für die Ötztaler Alpen – oder ›Ice Man‹ nicht zuletzt dieser Tätowierungen wegen große internationale Medienaufmerksamkeit auf sich zog. Narbentätowierungen sind auch an auf etwa dieselbe Zeit datierten nubischen Mumien überliefert,¹⁹ deren Muster – geometrisch angeordnete Rauten aus punktförmigen Erhebungen und kurzen Strichen – möglicherweise die späteren Farbtätowierungen auf ägyptischen Mumien des Mittleren Reichs beeinflusst haben.²⁰

Über eine etwaige frühere Existenz dieser Praxis ist damit so wenig gesagt wie über die soziale Streubreite ihrer Anwendung, ist doch die Überlieferung tätowierter Haut aus dieser Frühzeit an die zahlungsfähigen Eliten vorbehaltene Technik der künstlichen oder wie im Fall ›Ötzis‹ an den seltenen Zufall natürlicher Mumifizierung gebunden. Sicher ist nur, dass die Tätowierung seit mindestens dem späten 4. Jahrtausend v. Chr. in unterschiedlichen, möglicherweise durch Handelswege und entsprechenden transkulturellen Einflüssen miteinander verbundenen Regionen Europas einschließlich Nordafrikas und Vorderasiens praktiziert wurde.²¹ Weder diese frühen noch spätere Beispiele erhaltener tätowierter Haut aber – aus der Zeit ab etwa dem ersten Jahrtausend v. Chr. finden sich im gesamten europäischen Raum zunehmend tätowierte Mumien – lassen Rückschlüsse auf in der formalen Gestaltung dieser Tätowierungen sich manifestierende Zeichensysteme zu. Die sich seit Beginn der bürgerlichen Moderne durch die europäische Kulturgeschichtsschreibung ziehende Annahme, die Praxis des Tätowierens sei eine evolutionäre

Vorstufe zum alphabetarischen Schriftgebrauch, ist deshalb aus historischer Perspektive als Effekt einer schriftzentrischen Projektionsleistung zu bewerten.

Auch aus systematischer Perspektive lässt sich weder aus der Tätowierung noch aus der Schrift eine *causa prima* dafür ableiten, dass erstere seit ihrem Eintritt in den Einzugsbereich der emergierenden europäischen Schriftkultur in der Literatur der Antike kontinuierlich auf letztere zurückbezogen wurde. Tätowieren und Schreiben, Tätowiertes und Geschriebenes haben rein praktisch nur sehr wenig gemeinsam, und dies Wenige – die Herstellung von sichtbaren Zeichen – wird von zu vielen anderen Techniken geteilt, als dass es die Annahme einer spezifischen und als solcher exklusiven Strukturaffinität gerade zwischen diesen beiden Techniken ontologisch abstützen könnte. Diese Annahme muss sich stattdessen epistemologisch gegen mehrere markante Unterschiede durchsetzen, deren wichtigster die Beziehung der jeweiligen Prozesse – Tätowieren und Schreiben – zu dem durch sie hergestellten tätowierten oder geschriebenen Artefakt ist.

Der Prozess der Farbtätowierung – denn sie ist es, die im Mittelpunkt der entsprechenden Diskursgeschichte steht, während Brandmarkung und Skarifikation darin kaum eine Rolle spielen – ist ein relativ invariables Verfahren: Die menschliche Lederhaut wird von einem spitzen Gegenstand durchstoßen, der idealiter nicht tiefer eindringt als bis genau unter die letzte Schicht dieser Lederhaut über dem Lymphsystem, und in die entstandenen Wunden werden Farbpigmente eingebracht, über denen sich die Haut im Heilungsprozess wieder schließt, ohne dass die Hautoberfläche danach andere Spuren zeigt als die der darunter eingetragenen Farbe. Eine zu große Einstichtiefe lässt Narben zurück und/oder führt dazu, dass die eingebrachten Pigmente von Blut und Lymphe ausgeschwemmt und der Farbeffekt auf der Haut deswegen unscharf wird. Eine zu geringe Tiefe hingegen birgt die Gefahr, dass die Pigmente über den natürlichen Regenerationsprozess der Haut abgeschieden werden. Ob aber perfekt oder fehlerhaft ausgeführt, ob die Wunden durch Knochensplitter, geschliffene Muscheln oder elektrisch betriebene Nadeln erzeugt und von welcher chemischen Beschaffenheit die

Pigmente sind, ist strukturell unerheblich. Die Farbtätowierung als solche konstituiert, dass ihr Trägermedium die menschliche Haut, ihr Applikationsmodus deren Verwundung und die Einführung von Farbe in die entstandenen Wunden und schließlich ihre Speicherungsbedingung das Selbstheilungs- und im weiteren Sinne Überlebensvermögen des menschlichen Körpers ist.

Zu den durch Tätowierung hergestellten Artefakten steht dieser Vorgang demnach in einer ausschließlich technisch-bedingenden Beziehung. »The minimum definition of tattooing«, fasst Alfred Gell in seiner Studie über die marquesanische Tätowierung zusammen, [...] the basic technical schema of puncturing the skin and inserting pigment, cannot by itself suffice to delimit any particular symbolic meaning. The age and sex of the tattooing subject, the nature and extent of the designs made, their positioning on the body, the institutional framework of the tattooing process, and many other factors, make all the difference in the world, even within a single ›tattooing system‹, let alone in cross-cultural perspective.²²

Schon die von der Kontextbindung des Verfahrens bestimmten semantischen Komponenten, sehr viel mehr aber noch die jeweilige Form des tätowierten Artefakts sind demnach prinzipiell unabhängig vom Verfahren selbst. Auch die Tatsache, dass das Verfahren als solches an den menschlichen Körper und dessen Funktionsweisen gebunden ist, präjudiziert keineswegs eine universell generalisierbare symbolische Bedeutung; wenn dem Verfahren derartige Bedeutungen angelagert werden, geschieht dies stets innerhalb einzelner kultureller Kontexte und bleibt auch an diese Kontexte gebunden.

Die Technik der Herstellung von Schriftzeichen ist demgegenüber weitaus flexibler. Ob solche Zeichen durch Eintiefung oder erhabene Modellierung in Ton, Holz oder Stein, durch Farbauftrag auf Flächen unterschiedlichen Materials oder durch Techniken wie Stickerei und Weberei, durch den Ausstoß farbigen Rauchs aus Flugzeugdüsen am Himmel oder durch das musterbildende Mähen von hohem Gras entstehen, ob sie in Stein gemauert oder aus Pixel errechnet oder eben als Farb- oder Narbenspuren in die menschliche Haut eingetragen werden – das alles ist für die Frage, ob es sich beim so produzierten Zeichen um Schrift und beim Produktions-

entsprechend um einen Schreibprozess handelt, nicht von Belang; entscheidend ist vielmehr im Gegensatz zur Tätowierung die Form des hergestellten Artefakts.

Tätowierung und Schrift unterscheiden sich demnach grundlegend: Das tätowierte Artefakt ist Resultat eines materiell determinierten Verfahrens ohne ein durch dieses Verfahren gesetztes bedeutungstiftendes Präjudiz. Die Schrift dagegen ist umgekehrt ein abstrakt bedeutungstiftendes Kommunikationsformat ohne materielle Determinierung, und das geschriebene Zeichen mithin Repräsentant einer wesenhaft abstrakten Konventionalisierung der Beziehung nicht nur zwischen Zeichen und Bezeichnetem, sondern, zumindest der Struktur nach, auch zwischen Schreibprozess und schreibendem Körper. Eine Tätowierung kann Schriftform haben, muss dies aber nicht und ist auch in ihrem symbolischen Potenzial keineswegs an die Bedeutungsbildungsprozesse des Schreibens gebunden, kann sie solches Potenzial doch jederzeit auch in Bildern oder ornamentalen Formen realisieren. Geschriebenes umgekehrt kann tätowiert sein, muss dies aber nicht, zumal es aufgrund der Konventionalisiertheit der verwendeten Zeichen ja der Präsenz des schreibenden oder des rezipierenden Körpers gerade nicht mehr bedarf, um seine kommunikative Funktion zu erfüllen.

Dem Befund an historischen wie systematischen Differenzen zwischen Tätowierung und Schrift steht ein weiterer gegenüber: Die Ausbreitung des griechischen Alphabets ließ Tätowierungen nicht nur relativ bald zum Gegenstand schriftlicher Überlieferung werden, sondern kolportiert sie in dieser Überlieferung von Anfang an als überwiegend selbst schriftförmige. Der Gebrauch alphabetarischen Schreibens in Griechenland ist erstmals durch einen Hexameter bezeugt, der um 740 v. Chr. durch die Glasur hindurch in die Keramik eines athenischen Dipylon-Krugs eingeritzt wurde;²³ die früheste bekannte Erwähnung eines mit Schriftzeichen tätowierten Sklaven findet sich in einem Fragment des Dichters Asius von Samos aus dem 6. Jh. v. Chr.²⁴ Von den Altphilologen Christopher P. Jones²⁵ und Mark Gustafson²⁶ unter den Schichten der Anlagerungen sichtbar gemacht, die durch den jahrtausendelangen verfälschenden Gebrauch von Verben wie dem griechischen στίζειν – insbesondere

durch die christliche Semantisierung des Konzepts ›Stigma‹ – dessen ursprüngliche Wortbedeutung, »stechen«, bis zur Unkenntlichkeit patiniert hatte, erscheint in diesem wie in weiteren Zeugnissen der griechischen und später der römischen Antike das Profil eines Kulturkreises, der die Tätowierung zur unauslöschlichen Notation von Schriftzügen, meist im Gesicht und seltener auf den Armen der solcherart Gezeichneten – Sklaven, Straftäter, Kriegsgefangene, später Angehörige des römischen Militärs – einsetzte.²⁷

Dass die Tätowierung in den schriftlichen Überlieferungen aus diesem Kulturkreis als schriftförmige abgebildet wird, mag sich vor diesem Hintergrund zunächst dem Akzidens dieser alltagsgeschichtlichen Form ihrer Anwendung verdanken – wiewohl sich auch für die Privilegierung gerade dieser Anwendungsform vermuten lässt, dass sie sich nicht allein ihren evidenten logistischen Vorteilen, sondern darüber hinaus bereits dem zunehmend schriftgeleiteten Selbstverständnis der gräkoromanischen Hochkulturen verdankte. Dass aber schon die antike Literatur Tätowierung und Schrift poetologisch aufeinander bezog, der so geschaffene Konnex dann auch in das christliche Schrifttum und von dort schließlich in die Schriftkritik der bürgerlichen Moderne einwanderte, bezeugt, dass beider Beziehung zueinander entgegen den historischen und systematischen Differenzen ihrer Verfahren gezielt dem proportional zur Bedeutung der alphabetarischen Lautschrift im mediterranen Großraum anwachsenden Selbstreflexionsbedarf der emergierenden europäischen Schriftkultur dienstbar gemacht wurde.

Die diskursive Befriedigung dieses Bedarfs durch den Gebrauch der Tätowierung beruht seit dessen erstem Niederschlag in der antiken Literatur auf der Begründung ihres spezifischen Bildpotenzials auf den Besonderheiten der Farbtätowierung. Deren Verhältnis zum menschlichen Körper – und damit der historische Referenzrahmen eines Diskurses, der von der Tätowierung aus das Verhältnis dieses Körpers zum Zivilisationsmedium Schrift zu denken beginnt – wird von drei Faktoren bestimmt, die die Tätowierung von vergleichbaren Körperpraxen abheben. Anders als etwa die kosmetische Korrekturchirurgie ist sie ihrem Wesen nach ostentativ, ein Artefakt, das nicht hinter der Fiktion eines natürlich schönen Körpers verschwindet, son-

dern dessen Sinn es im Gegenteil ist, als Artefakt wahrnehmbar zu sein. Anders als Brandmarkung und Narbentätowierung hinterlässt das Verfahren der Farbtätowierung auf der Haut keine materiell spürbaren Deformationen, sondern allein den visuellen Effekt der darunter eingebrachten Farbe, über der sich die Hautoberfläche im Heilungsprozess wieder zu ihrer ursprünglichen Glätte schließt; dabei erlaubt dieses Verfahren eine Differenziertheit der Farb- und Linienführung, die die gestalterischen Möglichkeiten reliefierender Veränderungen der Hautoberfläche weit hinter sich lässt. Anders schließlich als die Bemalung der Haut ist die Farbtätowierung nicht löschar, sondern bleibt ein dem menschlichen Körper bis zu dessen Tod buchstäblich einverleibter Bestandteil seines Erscheinungsbildes.

Diese Trias aus Ostentation, materieller Diskretion bei optimaler Designtauglichkeit und Unlöscharkeit bildet in wechselnder Gewichtung den Horizont der Experimentalanordnungen, in und mit denen die europäische Diskursgeschichte die Tätowierung für ihr Nachdenken über Schrift und Schreiben nutzt. Rückübertragen auf den Gegenstand dieses Nachdenkens bedeutet das, dass alle drei Faktoren zentrale Elemente der abendländischen Schriftkultur zu fassen erlauben: Alphabetarisches Schreiben ist seinem Wesen nach ostentativ, proklamiert also eine Kulturhoheit, die auszustellen wichtiger ist als die Darstellung humaner als physischer Integrität; es ist in seinen Auswirkungen auf den schreibenden wie auf den beschriebenen Körper materiell diskret, dabei aber zu höchster Komplexität in der Zusammenhangsbildung fähig – in den Zuschreibungsprozessen nämlich, die den menschlichen Körper in das Normengefüge sozialer Existenz integrieren und ihm diese Existenz erst ermöglichen –; es ist weiter eine Kulturtechnik, die diese Auswirkungen als unlöschar und, mehr noch, diese Unlöscharkeit als Inzitant und Medium einer Humanität begreift, die erst schreibend zu sich selbst findet.

Die physischen Eigenschaften des historischen Phänomens unterstützen die Funktionalisierung der Tätowierung in und für die diskursive Auseinandersetzung mit Schrift und Schreiben, ist ihre Ostentation doch die Voraussetzung dafür, dass sie als visuelle Form wahrgenommen werden kann, während ihre materielle Diskretion

und ihre Unlöschbarkeit die einzigartige Qualität des Trägermediums in den Blick rücken und dadurch zugleich dessen besondere Form als Bezugsfeld des darin eingetragenen Artefakts konstituieren.²⁸ Während aber die Tätowierung diese Eigenschaften bedingt, weil sie an den menschlichen Körper gebunden ist, verdankt sich ihre poetologische Bildpotenz einer Unschärferelation. Da die Tätowierung für ikonische und ornamentale Formen genauso eingesetzt werden kann wie für die Schriftform, lässt sich das Paradigma ›tätowiertes Artefakt‹ nicht auf einen bildwissenschaftlich empirisierbaren Bildbegriff festlegen – obwohl sie, und dies hat erheblichen Anteil an ihrer diskursiv realisierten Bildpotenz, in ihrer syntagmatischen, historisch konkretisierten Erscheinung immer auch in ornamentaler, ikonischer oder in Mischformen aus ikonischen, ornamentalen und schriftlichen Elementen bezeugt ist. Die diskursiven Operationen also, die die Tätowierung an Schreiben und Schrift koppeln, entbinden die Bedeutungsübertragungen zwischen letzteren und der Tätowierung zwar aus einer objektiv verifizierbaren Formkonvention ganz oder anteilig schriftförmiger tätowierter Artefakte, markieren aber zugleich eine deutliche Differenz zu deren historischer Phänomenalität.

Die Relevanz dieser Unschärferelation für die besondere Metaphorizität der Tätowierung freilich ist ihrerseits ein Effekt von Verschiebungen im Verhältnis der späteren Diskursgeschichte der Tätowierung zu ihrem ursprünglichen geschichtlichen Quellbereich. Die antike Literatur kennt zwar nichtschriftliche Tätowierungen, relegiert diese aber aus der Perspektive der euphorisch emergierenden alphabetarischen Schriftkultur in das Abseits der Barbarei, ohne sich weiter ernsthaft mit ihnen zu befassen, und privilegiert dafür in ihren Darstellungen konsequent die schriftförmige Tätowierung. Im Übergang der abendländischen Zivilisationshegemonie an das Christentum bleibt diese Privilegierung – nun unter den Voraussetzungen einer Kulturmacht, die sich aus der Heiligen Schrift ableitet – bis in die frühe Neuzeit hinein weitgehend stabil, so dass der Kontrast zwischen Bild und Schrift kaum jemals in den Einzugsbereich des Schreibens über Tätowierungen gerät: In die Geschichte des Bildes, wie Hans Belting sie in *Bild und Kult* für die Zeitspanne zwischen der christlichen Übernahme des heidnischen Kultbildes

in der Spätantike bis zur Krise des Bildes und dem Beginn einer Geschichte der Kunst in der Renaissance erzählt,²⁹ scheint die Tätowierung, so weit sich dies aus den überlieferten Zeugnissen entnehmen lässt, nicht betroffen gewesen zu sein. Gegen Rückprojektionen wie diejenigen von Michel Thévoz, der 1984 die Geschichte der Malerei unter Einschluss von Tätowierung und Narbenzeichnung grosso modo auf den bemalten menschlichen Körper zurückführte – »there is no body but the painted body, and no painting but body painting«³⁰ –, ist vielmehr festzuhalten, dass die Tätowierung in der Frühgeschichte ihrer Diskursivierung offenbar überhaupt nicht als Bildschöpfungstechnik rezipiert wurde.

Das änderte sich erst, als nach der Entdeckung Amerikas 1492 Reiseberichte über tätowierte Eingeborene in Europa zu kursieren begannen, die sich, ausgiebig illustriert, schnell auf dem noch relativ neuen Markt der Printmedien etablierten; eine berühmte Kompilation aus bisher erschienenen Publikationen bot Theodor de Bry mit seinen ab 1590 in Frankfurt am Main erscheinenden *Collections peregrinationum in Indiam Orientalem et Indiam Occidentalem*. Diese Berichte machten eine Tätowierungskultur sichtbar, die keinerlei schriftliche Formanteile besaß. Das nachkolumbianische Zeitalter der Entdeckungsreisen prägte nunmehr in dem Maß, wie es die Herkunftsregion der europäischen Schriftkultur zur nicht länger geographisch determinierten Denkfigur des Abendlandes entsubstanzialisierte, zugleich ein Wahrnehmungsraster aus, das in Wiederkehr der antiken Abwehr ornamental tätowierter Barbaren die Bildtätowierung nichteuropäischer Fremder als das Andere der eigenen Schriftkultur diagnostizierte – und damit die ikonische und ornamentale Tätowierung zum Ausdruck dieser Alterität ideologisierte.

Was vorher nur einen marginalen Einfluss auf den Status der Tätowierung als Metapher für Schrift und Schreiben ausgeübt hatte, wurde damit zu einem Bestandteil ihrer Metaphorizität, das diesen Status gleichsam verdoppelte. Zentrales Charakteristikum der rhetorischen Figur der Metapher ist bekanntlich, dass der in Vertretung für den eigentlich gemeinten Gegenstand gewählte bildhafte Ausdruck sowohl einen semantischen Mehrwert in der Auseinandersetzung mit diesem Gegenstand erzeugt als auch dadurch gleichzeitig

als uneigentliche, schöpferisch verfremdende Rede über ihn erkennbar ist. In diesem Sinne war die Tätowierung bislang eine Metapher erster Ordnung gewesen, eine Metapher für Schreiben und Schrift, deren Gebrauch sich weitgehend affirmativ zu den historischen Erscheinungsformen der Tätowierungspraxis selbst verhalten oder doch wenigstens in keinem deutlich markierten Kontrast zu dieser Praxis gestanden hatte: Da ihr Einsatz auf eine Tradition zurückgegriffen hatte, die außerhalb wie innerhalb der geschriebenen Texte wesentlich von der Schriftförmigkeit tätowierter Artefakte bestimmt war, beschränkte sich der Verfremdungsfaktor der metaphorischen Veruneigentlichung auf die Differenz zwischen den Verfahren des Tätowierens und des Schreibens in den Grenzen der regionaleuropäischen Schriftkultur.

Als aber zwischen früher Neuzeit und Anbruch der Moderne die bildförmige Tätowierung zum empirisch dominanten Faktor bei der Wahrnehmung des historischen Quellbereichs wurde, mit dem die Metapher der Tätowierung das Schreiben über Schreiben und Schrift in Verbindung brachte, lagerte sich dem metaphorischen Gebrauch der Tätowierung eine Art Bildlichkeit zweiter Ordnung an. Um als Metapher eingesetzt werden zu können, hatte sie bisher keiner empirischen Bildqualität bedurft; nun aber geriet eben diese Bildqualität nichtschriftlicher – nicht schriftlich kolportierter ebenso wie in der Form schriftferner – Tätowierungen zu einem in der Öffentlichkeit weithin bekannten und damit bei der Lektüre geschriebener Tätowierungen selbstverständlich verfügbaren Wissensstand. Dieser erweiterte Rezeptionshorizont hinsichtlich der Tätowierung im geschriebenen Text veränderte allerdings nichts an der bisherigen Diskursgeschichte von Tätowierung und Schrift und der zwischen beiden etablierten Vergleichsachse, eher im Gegenteil. War die Metapher bislang von der empirischen Schriftförmigkeit der Tätowierung an dieser Achse fixiert worden, so wurde sie nun auf der Basis dieser Tradition in ihrer Position noch einmal neu stabilisiert: Fortan wurde auch über bildförmige Tätowierungen geschrieben, und dies unter deutlicher ekphrastischer Markierung ihrer nichtschriftlichen Form; und gerade der damit aufgerufene Kontrast stand im erweiterten Einzugsbereich der europäischen Schriftkultur im Dienst

des Schreibens über Schreiben und Schrift, bis der Einfluss der um 1900 entwickelten neuen Medien die poetologische Funktion der Tätowierung um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts von der monomedialen Schrift- auf die intermediale Simulakrenkritik der Postmoderne hin entgrenzte. –

Vor diesem Hintergrund formuliert der Haupttitel des vorliegenden Buchs – *Stichworte* – in mehrfacher Hinsicht sein Darstellungsprogramm. Zum einen schließt er an die etymologische Bedeutung des Begriffs ›Stichwort‹ in jenem älteren Sinn des »verletzende[n] Wort[es]« an, der sich an das mittelhochdeutsche Wort ›Stich‹ für den Gebrauch der Lanze in kriegerischen Auseinandersetzungen oder im Rahmen von Turnieren anlehnt.³¹ Damit soll er von der ersten Hälfte dieses Begriffs ausgehend das Prinzip der bedeutungsbildenden Verletzung als jenen kleinsten gemeinsamen Nenner fokussieren, der dem schriftkritischen Gebrauch der Tätowierung in den im Folgenden analysierten Texten durchweg gemeinsam ist. Zugleich möchte er von der zweiten Begriffshälfte aus unterstreichen, dass das primäre Erkenntnisinteresse des vorliegenden Buchs nicht der Praxis der Tätowierung selbst gilt, sondern der Geschichte der sprachlichen Deutungsoperationen, die der Eintritt dieser Praxis in den vom alphabetarischen Schriftgebrauch geschaffenen Überlieferungsraum begründet hat.

Gleichzeitig beschreibt dieser Haupttitel das Vorgehen dieses Buchs anhand der gegenwärtigen Bedeutung des Begriffs ›Stichwort‹ im pluralen Sinn der »Leitwörter für den Aufbau einer Rede«³². Angesichts der bereits erwähnten Brüchigkeit der Überlieferung zu Tätowierungen zwischen Antike und frühneuzeitlicher Vormoderne, aber auch angesichts der nach 1800 bis zur explosionsartigen Proliferation des Tätowierungsmotivs in der postmodernen Literatur ab der Mitte des 20. Jahrhunderts immer noch relativ vereinzelt bleibenden literarischen Manifestationen dieses Motivs verbietet es sich von selbst, diese Überlieferungslage künstlich zu einem fortlaufenden entwicklungsgeschichtlichen Narrativ zu homogenisieren. Das vorliegende Buch stellt seine Ergebnisse deshalb in einer Serie von vierzehn Einzelnarrativen vor, die jeweils anhand eines oder mehrerer Texte spezifische historisch-diskursive Erscheinungsformen der

poetologischen Rückkoppelung zwischen Schrift und Tätowierung betrachten. Diese Einzelnarrative sind zwar übersichtlichkeitshalber chronologisch angeordnet, es wurde aber ausdrücklich darauf verzichtet, mögliche genealogische Verbindungslinien zwischen den darin vorgelegten Befunden hermeneutisch zu vereindeutigen; wo solche Linien sich anbieten, werden Leserin und Leser sie von den gelieferten Stichworten aus ohne weiteres selbst herstellen können.